

Echo vom Berg

Von Leitern, Wegen und Bergnomaden

Ob seelenloser Freizeitpark oder lebloses Landschaftsmuseum: Wer weiss noch von den Menschen, die unsere Kulturlandschaften geprägt haben?

Im April erreichte den Schulmeister und Gemeindepräsidenten von Albinen, Oskar Mathieu selig, ein dreiseitiger, handgeschriebener Brief aus São Paulo. Absender war ein Fritz Ehrhardt, von dem ausser dem Brief nichts bekannt ist; auch nicht, auf welchen geraden oder krummen Wegen er in Brasilien gestrandet ist. Wir schreiben das Jahr 1946.

Was dem möglicherweise deutschstämmigen Briefschreiber zugutegehalten werden muss, ist sein brennendes Interesse für ein Bergdorf im Wallis, entfacht durch einen Beitrag in der englischen Ausgabe der Zeitschrift «Reader's Digest» von 1939. Dort war zu lesen: «Wenn es nicht notwendig ist, verlässt kein Bewohner von Albinen in der Schweiz das Dorf, welches auf dem Gipfel eines Berges gebaut ist, denn den einzigen Zugang von und nach der Aussenwelt bildet eine Leiter, die 183 Meter oder 50 Stockwerke ist.»

Was den besorgten Fritz Ehrhardt zu tiefshürfenden Fragen veranlasste wie: «Ist die Leiter wirklich nur der einzige Zugang zum Dorf oder gibt es auch einen anderen, längeren Weg? Verlassen die Bewohner des Dorfes wirklich nur selten den Ort? Wie gross ist der Gipfel des Berges, auf welchem das Dorf steht? Von was hauptsächlich lebt die Bevölkerung? Wie geschieht der Transport der Wohnungseinrichtungen oder wird meistens alles oben hergestellt?» So gehts fragend über drei Seiten. Haben die Bewohner blonde Haare, blaue Augen, finden die Heiraten nur innerhalb der Dorfbevölkerung statt oder

gehen die Burschen oder Mädels auswärts und suchen sich ihren Ehepartner da?

Was der Verfasser nicht wissen konnte: Die Albiner verliessen das Dorf effektiv nur, wenn es notwendig war. Und es war sehr, sehr oft notwendig. Wenn man es genau besicht, waren die Leute in einem fort unterwegs. Damals, kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, wartete Albinen noch ein Jahrzehnt lang auf die erste Strassenverbindung. So gings im Jahreskreis mit Kind und Kegel, Vieh und Habe «embri» und «embrüf» zwischen den Weilern und Maiensässen «Tschingere», «Dorbu», «Planedri», «Boviri» und Torrent. Die Männer gingen jeden Tag zu Fuss hinunter nach Leuk, um in der Alusuisse in Chippis Schicht zu arbeiten. Das hiess bei der Frühschicht regelmässig Tagwacht morgens um vier Uhr, zwei Mal täglich 600 Meter Höhendifferenz, eine gute halbe Stunde bergab, eine Stunde beschwerlich bergauf. Dazwischen die Arbeit auf dem kargen, stotzigen Bauerngut.

Und dann erst die Frauen, die stillen Helden des harten Nomadenlebens am Berg. Sie schauten im Sommer, mithilfe der Kinder, auf der Torrentalpe zum Vieh. Da blieb wenig romantisches Sennerinnenleben übrig, denn das Tagwerk war happy: morgens und abends die Kühe melken, tagsüber 600 Höhenmeter runter ins Dorf zum Heuen und am späten Nachmittag, oft bei grosser Hitze, wieder zurück in den Stafel, wo zum Feierabend noch das Käsen wartete.

Und weil das alles nicht genug war, gings zwischendurch in die Hanfacker in Agarn, in die Roggenäcker im «Perti» ob Leuk und jahrein und jahraus über Rummeling und die Flueh in die Reben in Varen. Dort stand seinerzeit am Dorfrand ein eigentliches Albiner Rebhütten-Viertel, wovon heute nur noch wenige Überreste zeugen. So geriet der Transport des Rebgetreides im Herbst mit den Maultieren hinauf nach Albinen zum Abschluss eines langen, fusswegreichen Erntejahres.

Man kann sich vor diesen Leistungen nur verneigen. Und vielleicht etwas mehr Sorge tragen zu dem, was uns die Vorfahren an grossartiger Kulturlandschaft hinterlassen haben.

Übrigens: Der Kultur- und Förderverein «Altes Albinen plus» wird am kommenden Samstag mit einer ersten Nomadenwanderung nach Varen damit beginnen, das althergebrachte Leben und Schaffen am Berg, welche die Landschaft in vielen Facetten prägten, Schritt für Schritt, Etappe für Etappe ins Gedächtnis zu rufen.



Beat Jost, 1954, ist Gemeindepräsident in Albinen und war Journalist, Gewerkschafter und Grossrat. beat.jost@albinen.ch

Kolumne

Wie ein geschenkter Elfmeter in der Nachspielzeit

Ein ungeimpfter Schweizer Fussballspieler mit albanischen Wurzeln erkrankt an Corona. Für den Sportler ein Schock, für das BAG ein Glücksfall.

Ich bin seit Juni doppelt geimpft, trage die Maske, halte Abstand. Die Hände habe ich schon vor Corona regelmässig gewaschen. In Restaurants fühle ich mich wohl, auch wenn ich nicht weiss, ob die Menschen an den Nebentischen alle geimpft sind. Das Gleiche gilt beim Zugfahren, in der Migros oder als Zuschauer an einem Spiel im Regionalfussball. Das Impfen schützt mich ja zu mehr als 90 Prozent. Impfen liess ich mich, weil ich das Impfrisiko für mich persönlich als kleiner einschätzte als die Folgen einer Erkrankung an Covid. Ich werde auch bei einer dritten (oder vierten) Impfung dabei sein.

Denn Impfen ist die beste Möglichkeit, sich vor dem

Virus zu schützen. Nur zwei Beispiele: Die Situation in den Altersheimen hat sich dadurch völlig entspannt. Und der Fussballer Granit Xhaka sitzt morgen in Isolation, während seine geimpften Kollegen gegen Italien dem Ball nachrennen. «Fahrlässig», «gedankenlos», «verantwortungslos» hat er gehandelt, glaubt man den vielen Kommentatoren in den Medien. Vielleicht. Sicher ist, dass Xhaka jetzt der bekannteste Impfbotschafter ist. Dem erkrankten Fussballer ist natürlich rasche Genesung zu wünschen. Für das Bundesamt für Gesundheit ist es wie ein geschenkter Elfmeter in der Nachspielzeit.

Und eine unschöne Geschichte nimmt so doch ein gutes Ende.

Noch zu Beginn dieser Woche hat es der Schweizerische Fussballverband abgelehnt, die Nationalmannschaft für eine Impfkampagne einzuspannen. Wegen der Sponsoren, die jährlich 13 Millionen Franken zahlen. Fast so viel hat der Fussballverband übrigens an Covid-Hilfen bekommen. Und natürlich wurden auch alle Schweizer Profifussballvereine mit Millionen unterstützt. Solidarität und Dankbarkeit sind oftmals eine Einbahnstrasse.

Aber zurück zum Tschutter Xhaka. Etwas Besseres hätte dem BAG für die Wiederbelebung der Impfkampagne gar nicht passieren können. Mit Werbespots mit allen geimpften Nati-Spielern hätte man nie die gleiche Wirkung erzielt.

Jetzt ist die Botschaft klar: Die Geimpften sind gesund. Der Ungeimpfte ist krank. Impfen nützt also doch! Wir brauchen die Impfung. Wir brauchen aber auch endlich bessere Einreisekontrollen. Und wer jetzt noch ungeimpft in die Ferien reist, bleibt nach der Rückkehr zehn Tage zu Hause. So einfach ist das. Denn die Spitäler sind primär überfüllt mit Reiserückkehrern.

Wir brauchen aber keine Ausweitung des Corona-Zertifikats. Marcel Tanner, emeritierter Professor der Universität Basel und bis in diesem Frühjahr in der Corona-Taskforce, meinte am Dienstag in der «Basler Zeitung», der Streit um die Zertifikatspflicht und die Diskussionen über die Spaltung der Bevölkerung

seien typisch für eine Gesellschaft, der es zu gut gehe: «Auch in armen Ländern hat man unterschiedliche Meinungen, doch in schwierigen Situationen findet man sich besser zusammen.»

Unter den Ungeimpften gibt es «geistige Halbrenner» und Hetzer, die in den sozialen Medien oder an Demos wie im Briger Rhonesand Hass schüren, Unwahrheiten verbreiten und Drohungen aussprechen. Doch längst nicht alle Ungeimpften sind Corona-Leugner und Verschwörungstheoretikerinnen. Es gibt Menschen, die Angst vor einer Impfung haben oder aus gesundheitlichen Gründen gar darauf verzichten müssen. Dies als kleiner Fingerzeig an alle dauerempörten Mitgeimpften.

Doch Blödsinn verbreiten immer öfter auch Politikerinnen und Politiker. Der Solothurner FDP-Stadtpräsident Kurt Flury wollte Ungeimpften die Spitäler aufbürden. Die Zürcher SVP-Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli dachte laut darüber nach, dass Ungeimpfte bei einer Corona-Erkrankung freiwillig auf eine Intensivpflege verzichten sollten. Da kann man zum Schluss kommen, dass die Impfung sogar massive Kurzzeitschäden verursachen kann.



Herold Bieler (hbi)
h.bieler@walliserbote.ch

Kolumne

Kinder - Kinderfrei - Kinderlos - Kind

Es ist vielleicht ein überholter Urinstinkt, aber vielleicht auch der Sinn des Lebens. Wer weiss.

Eine Schulfreundin hatte eine Puppe, die aussah wie ein neugeborenes Baby. Also nicht sehr hübsch. «Di Tocha» war verschrumpelt und hatte geschwollene Augen. Das Baby brauchte hin und wieder einen Schoppen, musste gewickelt und in den Schlaf gewiegt werden. Meine Freundin ging im gespielten «Mamma-süi» völlig auf. Es wurden Mützen «glismut» für das Püppchen, nach dem Fläschchen wurde sanft der Rücken geklopft, damit das «Goorpsji» endlich kommt, und selbstverständlich wurde das Baby fachgerecht gebadet und das Köpfchen beim «Göömu» immer gestützt. Dazwischen bekam es den Schnuller und mir brachte das den «Nuggi», denn ich fand das «Mamma-schpilu» unglaublich langweilig. Viel lieber spielte ich mit meinen Barbies, die den grössten Teil ohne Ken auf einem abgelegenen Hof lebten, umgeben von vielen Pferden.

Rückblickend könnte man sagen, das Spielverhalten liess erahnen, wie wir uns unser Erwachsenen-Leben vorstellen. Meine Freundin von damals hat zwei Kindern das Leben geschenkt und ist eine liebende Mutter geworden, wie es ihr sehnlichster Wunsch war. Ich dagegen habe bewusst ein kinderfreies Leben gewählt und bin - auch ohne Barbie-Masse und mit Kühen statt Pferden - happy mit dieser Entscheidung.

Wir beide hatten Glück. Ich, weil mein Gefährte auch keine Kinder will, und sie, weil die Zeugung der Kinder mit ihrem Ehemann auf natürliche Weise zustande kam.

So geht es längst nicht allen, die sich Kinder wünschen, Kinder gar als den Sinn ihres Lebens empfinden. Einigen fehlt der passende Mensch, andern die physischen Voraussetzungen oder vielleicht die finanziellen Mittel, um sich die letzte Möglichkeit, eine künstliche Befruchtung, zu leisten. Fehlender Kindersegen aus diversen weiteren Gründen kann Beziehungen

zerbrechen. Denn ein Leben ohne Kinder ist für manche undenkbar.

Wenn ich Ihnen so eine Geschichte von der Schulfreundin hätte erzählen müssen, hätten Sie bestimmt Mitgefühl empfunden. Die meisten haben Verständnis für die Traurigkeit bei unerfülltem Kinderwunsch. Selbst ich kann diesen Schmerz nachvollziehen, obwohl ich keine eigenen Kinder in diese Welt setzen will. Nicht nur weil ein ungebogenes Kind 58,5 Tonnen CO₂ pro Jahr einsparen soll und in diesem Sinne gut fürs Klima ist. Es gäbe noch weitere Gründe. Der einfachste ist: Ich will nicht Mutter sein.

Im Gegensatz zu einer Freundin. Irgendwann möchte sie ein Kind gebären, Liebe schenken, eine Familie sein. Sie ist in einer langjährigen, liebevollen Beziehung. Zwar sind die zwei noch nicht verheiratet, aber wollen auf jeden Fall ihr Leben gemeinsam verbringen. Noch sind die Umstände nicht ideal und es ist unsicher, ob es denn auch klappt mit dem Schwangerwerden, wenn es so weit ist. Denn für das Wunder des Lebens braucht es vielleicht auch ein bisschen Glück.

Und ich bin sicher, dieses nötige Glück wünschen Sie meiner Freundin. Ich wünsche es ihr und ihrer Partnerin auch. Und weil wir noch ein bisschen mehr als nur Glückwünsche dazu beitragen können, sage ich Ja zur «Ehe für alle».



Luciana Brusa, 1979, lebt in Visp. Sie ist Erzählerin. info@lucianabrusa.ch